

Städtebilder im Kriege.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

I.

Berliner Kriegswirtschaft.*)

Es ist ein jäher Gegensatz zwischen Berlin und Brüssel . . .

Berlin leidet unter dem Kriege zweifellos noch mehr als Wien. Bei der Ankunft auf dem Bahnhofe findet man in Berlin noch weniger Wagen als in Wien, die Straßen sind abends aus Sparungsgründen gleichfalls dunkel; zwar sind die Gasthäuser bis Mitternacht offen, und bis zum Schlusse wird ein vorzügliches Bier geschenkt, welches die früheren Verhältnisse zwischen den beiden Städten geradewegs ins Gegeenteil verkehrt; zwar hat die Bewunderung der Bevölkerung in Berlin nicht jene schamlose Form angenommen, dennoch sind die Ernährungschwierigkeiten, der Mangel an vielen Lebensbedürfnissen fühlbarer als in Wien. Die Brotquote ist etwas größer und die Kartoffelverteilung ergibt für den Kopf täglich ein Pfund, also mehr als das Doppelte der Wiener Quote. Dagegen fällt der Fleischmangel sehr schwer ins Gewicht, die Fleischkarte ist sehr knapp bemessen, Wurstzeug fehlt fast

*) Vergleiche „Reichspost“ Nr. 576, 592, 594 von 1917.

gänglich und dieser bedeutende Ausfall in der Ernährung kann weder durch die vermehrte Kartoffelnahrung noch durch die reichliche und für unsere Verhältnisse billige Fischnahrung ersetzt werden. Der Milchlässee ist aus den Kaffeehäusern, in denen er bei uns erst jetzt abgeschafft wurde, schon lange verschwunden und trotz der privaten Tabakfabrikation gibt es auch in Berlin um Zigarren und Zigaretten ein großes „Anstehen“; ohne dieses sind nur teure Zigarren von 35 bis 40 Pfennigen an — das sind ungefähr 60 Heller! — zu erlangen und diese nur in „Portionen“ von fünf Stück. Und an den Kaffeehäusern findet man sogar Tafeln ausgehängt: „Damen ist das Rauchen untersagt.“ Diejenigen Wiener, die über die Unbequemlichkeit der Mehlspeiskarte in den Gasthäusern kurrten, mögen es sich zum Troste sagen lassen, daß es in den Berliner Gasthäusern Mehlspeisen nur in seltenen Fällen gibt, dafür sogar die Fleisch- und Kartoffelkarte unmaßsächlich eingefordert wird. So wie ja auch die, welche die Wiener „Schneekatastrophe“ auf alle Art heranzogen, sich befehlen dürften, wenn sie wie in Berlin laut Verfügung des Kommandos vom jeweiligen Hausherrn zur Reinigung des Bürgersteiges vom Schnee persönlich unter Androhung von Arrest herangezogen würden.

Auch in Berlin wird über die Stadtverwaltung wegen der Verpflegungsschwierigkeiten vielfach unfreundlich abgeurteilt, obwohl man auch im Berliner Rathaus an der Bewältigung der ungeheuren Kriegsaufgaben unverdrossen arbeitet. Achtung flößt auch hier vor allem die Organisation ein. In einer aufgelassenen Fleischgroßhalle wurde in kürzester Zeit eine **Kriegsküche** eingerichtet, die täglich 50.000 Portionen liefert; die Portion besteht aus einem Liter des bekannten „Eintopfgerichtes“, d. i. Suppe, Fleisch und Gemüse in einem, und kostet nach der letzten Preiserhöhung 50 Pfennige, d. i. 80 Heller. Dreimal in der Woche wird fleischlos gekocht. Die Sicherstellung des Bedarfes erfolgt dadurch, daß die Teilnehmer sich eine Woche früher anmelden und ihre Fleisch-, Mehl- und Kartoffelkarten abliefern. Um 10 Uhr vormittags ist gekocht und in großen Kochkisten wird die Speise den Ausgabestellen zugeführt, wo die Verteilung vor sich geht. Mit den zehn anderen, kleineren Küchen, die in der kurzen Zeit von August bis Oktober 1916 geschaffen wurden, werden auf diese Art in Berlin in 80 Ausgabestellen täglich 220.000 Portionen ausgegeben; nach der letzten Statistik werden in Wien über 400.000 Kriegsküchenteilnehmer gezählt. Die Wiener Organisation unterscheidet sich aber durch die Dezentralisation, die

übrigens auch ihre Vorteile hat. Die Gemeinde Berlin zahlt für jede Portion 15 bis 20 Pfennige auf, dies macht in ihrem Budget bisher bereits 36 Millionen Mark aus. Eine gewaltige Kriegleistung der Gemeinde Berlin ist auch die **Vorsorge für das Unterstützungswesen**, das ihr gegen spätere Verrechnung mit dem Staate obliegt; besonders ist die „Kriegswöchnerinnenhilfe“ bemerkenswert, die mit samt der Stillprämie etwa 136 Mark Beitrag für die Geburt leistet und ein wichtiges Stück praktischer Bevölkerungspolitik bedeutet. Eine große Erleichterung dagegen für die Berliner Stadtverwaltung ist der Ausfall der Flüchtlingsfürsorge in Geld, Naturalien und Unterbringung, die in Wien zeitweilig eine Viertelmillion Flüchtlinge, heute noch bei fünfzigtausend versorgt, während sie sich in Berlin auf die aus dem Auslande zurückkehrenden Deutschen beschränkt. Volle Bewunderung verdient aber die Energie der Berliner Stadtväter, der es gelungen ist, trotz des Krieges den Bau der **Untergrundbahn** fortzuführen, trotz Menschen- und Materialmangels, trotz der technischen Schwierigkeiten, die gerade der in die Kriegszeit fallende Teil dieses Baues verursacht. Es wurde im Kriege die Untergrundbahnstrecke unter der Friedrichstraße fertiggestellt und eben wird im Zuge dieser Straße die Spree bei der Weidammerbrücke untergraben. Der Bau der Untergrundbahnen ist in Berlin in Folge des vielen Grundwassers gefährlich und sehr kostspielig — ein Kilometer kostet im Durchschnitt 8-7 Millionen Mark! Allein wenn man sich dieses Gewirr von unterirdischen Gängen und Stollen nach Wien in die Innere Stadt versetzt denkt, in dieses komplizierte, vielfach noch unerforschte Labyrinth von uralten, weitverzweigten Kellern und Katakomben, wird auch die Schwierigkeit klar, für Wien einen festen Plan und eine sichere Berechnung herzustellen.

Kriegsküche und Untergrundbahn erscheinen als das Symbol der Widerstandskraft Deutschlands, die aus der straffen Organisation und aus der unbeugsamen Energie erwachsen ist. Die Berliner sind zweifellos ein härterer Schlag als die Wiener und dies kommt eben im Kriege in vielen Erscheinungen zum Ausdruck. Um nur zwei zu nennen: Die Lichtspielhäuser nennen in ihren Anzeigen die offiziellen mehrteiligen Kriegsfilme überall an erster Stelle; dies ist für die Stimmung der Stadt bezeichnend, für die vaterländische Erziehung und für das Verständnis der Leistungen des Volkes im Kriege wichtiger als die Blut- und Todeshundfilme andernorts. Ferner die Berliner Presse; so sehr sie allmählich an die gleiche Klasse wie bei uns übergeht, steht sie in ihrer Mehrheit entschieden gegen die Wiedererweckung des Internationalismus — auch auf dem Gebiete der Presse — während bei uns die Feuilletonisten bereits wieder ihr Lieblingen mit der Ausländerei wagen dürfen. Die Kriegsnöte hat die „Voches“ zwar sozusagen borstiger gemacht; aber durch Pessimismus kann man den Feinden nicht imponieren und die Geschichte rechnet nur mit dem Starken.

Dr. J. Jorda.